

Spitzenmedizin: Berner wollen neue Krebstherapie

Von Sarah Nowotny.

Bern möchte Zürich übertrumpfen: 300 Millionen Franken soll ein neues Krebszentrum des Inselspitals kosten, das auch die Protonentherapie anbietet.

Die Operation Verteilung der Spitzenmedizin in der Schweiz steht bevor: Am 28. Mai will ein Gremium aus Gesundheitsdirektoren entscheiden, wer in Zukunft Herzen transplantieren darf (siehe Interview rechts) und wo ein Zentrum für Protonentherapie entstehen soll – mit diesem relativ neuen Verfahren lassen sich Tumore bestrahlen, ohne dass gesundes Gewebe zerstört wird. Als Favorit gilt das Paul-Scherrer-Institut (PSI) im Aargau, das mit der ETH Zürich zusammenarbeitet. Kommt es zum Zug, gehen Bern und ein privates Projekt im Kanton Schwyz vorerst leer aus.

Nun steigt offenbar der Puls der Beteiligten, und es wird Druck gemacht: Gestern bewies das Berner Inselspital einmal mehr, dass es um die Spitzenmedizin kämpft – obwohl das PSI den Zuschlag erhalten dürfte, wie die Chefetage vor den Medien freimütig erklärte. Dennoch stellte die Insel ihr Projekt für ein Protonenzentrum in einer nie gekannten Ausführlichkeit vor – flankiert von Radioonkologen der Universitätsspitäler Basel und Genf, welche die Berner unterstützen – ebenso wie Lausanne. Aufgehoben wäre die Therapie in einem neuen Zentrum für die Behandlung von Krebspatienten nördlich vom Bettenhochhaus (siehe Grafik). «Das Bauland gehört dem Kanton und ist für uns reserviert», sagte Urs Birchler, Direktionspräsident des Spitals. Kosten lassen will man sich das Vorhaben 300 Millionen Franken, wobei die Protonen mit 100 Millionen zu Buche schlagen – dies sind indes grobe Schätzungen. 2011 soll das definitive Bauprojekt vorliegen, frühestens 2017 würden bis zu 1500 Patienten im neuen Gebäude behandelt.

«Nur an einem Unispital»

Doch warum sollten die Berner, die wohl schon bei den Herztransplantationen zum Zug kommen werden, auch noch ein Protonenzentrum aufbauen dürfen? «Experten weltweit fordern, dass die Protonentherapie in Universitätsspitäler integriert wird», sagte Daniel Aebbersold, Chefarzt der Radioonkologie. «Nur dort können die Patienten von der Diagnose bis zur Nachbehandlung optimal betreut werden. Nur dort sind klinische Studien zum Nutzen der neuen Therapie möglich. Nur dort behält man den Überblick über die

Behandlungskosten.» Ein schwer krebskrankes Kind etwa könne nicht jeden Tag an den Behandlungsort und zurück gefahren werden. «Das PSI ist aber nicht für eine umfassende Betreuung vor Ort – etwa mit Kinderärzten und Seelsorge – eingerichtet.» Seine Existenzberechtigung liege vielmehr in Forschung und Entwicklung. Platz für 500 Patienten will das Institut im Aargau in absehbarer Zeit bieten. In der Insel geht man aber davon aus, dass sich schon heute mehr als 2500 Menschen pro Jahr einer Protonentherapie unterziehen könnten – zumindest im Rahmen von Studien.

Ineffizient, teuer, riskant

Ihren Anspruch auf die Teilchen begründeten die Verantwortlichen indes nicht nur mit fachlichen Argumenten, sondern auch mit regionalen Empfindlichkeiten: «Wir haben zum Beispiel freiwillig auf die Transplantation von Lunge und Bauchspeicheldrüse verzichtet. Andere Spitäler sehen ebenfalls von Sparten der Spitzenmedizin ab. Nur Zürich will von nichts ablassen», bemerkte der ärztliche Direktor Andreas Tobler. Klar ist: Die Therapie ist teuer, kostet bis zu 40 000 Franken. Es wäre deshalb ineffizient, kostspielig und riskant, in der Schweiz schon heute mehrere Zentren aufzubauen. «Tatsache ist, dass wir noch nicht genau wissen, wo diese Therapie wirklich besser ist», sagte auf Anfrage Peter Suter, Präsident des Expertengremiums, das die Gesundheitsdirektoren berät. «Klinische Studien sind sehr wichtig; den heutigen Bedarf an Behandlungen kann das PSI aber decken.» Zwar sei es sinnvoll, ein Protonenzentrum an ein Unispital anzuschliessen. «Aber die Räume des PSI sind gut eingerichtet für Patienten, und auch im Ausland gehören die Zentren räumlich oft nicht zum Unispital.» Suter wünscht sich deshalb, dass die Berner «mit dem Spatenstich für ihr beeindruckendes Projekt noch etwas zuwarten». Da neue Forschungsergebnisse jeder Zeit zu einem grösseren Bedarf an Protonen führen könnten, werde die jetzige Entscheidung zur Spitzenmedizin sowieso auf wenige Jahre befristet sein.

Fürs Zuwarten sprechen auch andere Aspekte: Das Bauen auf dem Inselareal ist eine Herkules-Aufgabe, und im nächsten Jahrzehnt steht die Sanierung des Bettenhochhauses an. Das Hochhaus müsse während der Instandsetzung mindestens teilweise geräumt werden, sagte Birchler. Bis Ende Jahr sollte nun der kantonale Masterplan zumindest auf dem Papier zeigen, was auf dem Areal in nächster Zeit baulich möglich ist.